

# Illustriertes Blatt.

## ZEITSCHRIFT

für

Vaterland, Kunst, Wissenschaft und geselliges Leben.

Redigirt von Leopold Kordesch.

N<sup>o</sup> 2.

Samstag den 6. Jänner

1849.

Von dieser Zeitschrift erscheinen wöchentlich zwei Nummern, Dinstag und Samstag. Der Preis des Blattes ist im Comptoir ganzjährig 3 fl., halbjährig 1 fl. 30 kr. Durch die Post ganzjährig 4 fl., halbjährig 2 fl. C. M.

### Die Pariser Garde mobile.

Charakterzüge der Pariser Gamins.

(Fortsetzung.)

Folgende Züge sind sehr bezeichnend für die französische Schönrednerei. — Man weiß, daß die Hausbesitzer in Paris in vielen Straßen gezwungen wurden, ihren Miethern den Miethzins zu erlassen. Denen, die sich weigerten, steckte man eine schwarze Fahne vor das Haus, zum Zeichen, daß hier ein hartherziger Mensch wohne. Eines Tages zeigt der Sohn eines Hauseigenthümers auf dem benachbarten Posten an, daß man an seinem väterlichen Hause die schwarze Fahne aufgezogen habe. Ein Unterofficier der Mobilgarde begibt sich an Ort und Stelle und verhaftet ohne Umstände die beiden Clubbisten. Als ihn Jemand über diesen etwas gewalthätigen Act zu Rede stellt, antwortet er: „Wenn Jemand irgendwo die schwarze Fahne aufpflanzt, so ist es die Pflicht jedes Franzosen, sie durch die dreifarbige zu ersetzen.“ — Der Commandant Thunot, von dem ich oben schon gesprochen, begibt sich eines Abends in den berühmten Blanqui'schen Club. Ein rothhaariger Redner schmäht die Nationalgarde, die er Mörder nennt, Bürger der armen Brüder in Rouen. Sie habe schnöder Weise die Helden der Februartage, die Mobilgarde, für sich gewonnen, Herz und Kopf der braven Pariser Kinder verführt. „Catilina ist an den Thoren!“ ruft er aus, „habt Acht, die National- und die Mobilgarde haben sich mit einander verbunden!“ — „Ich verlange das Wort,“ ruft eine Stimme, und Thunot steigt unter furchtbarem Lärm auf die Tribüne, wo er, der nicht Mitglied des Clubs war, eigentlich kein Recht hatte aufzutreten. Als man ihn bedroht, zieht er vom Leder und erobert sich so das Wort. „Meine Herren!“ fängt er an. — „Es gibt keine Herren hier,“ schreit man von allen Seiten. — „Wohl denn, Bürger, Clubbisten! der Redner sagt euch, die Nationalgarde habe die Mobilgarde verführt; darin irrt er sich, denn Verführung setzt bösen Willen voraus; man verführt zum Bösen, man führt zum Guten. Hiernach könn-

ten eure Lehren uns verführen, die der Nationalgarde dagegen könnten uns nur bekehren, wenn wir als Menschen und Soldaten nicht schon bekehrt wären. Was den zweiten Punct anbelangt, so ist mein Vorgänger glücklicher gewesen. Er hat auch gesagt, die Mobilgarde und die Nationalgarde seyen einig. Er hat die Wahrheit gesagt und unserer jungen Garde das größte Lob ertheilt. Ich danke ihm dafür im Namen des vierten Bataillons, dessen Chef ich bin.“ Und darauf steckte er seinen Degen ruhig ein und durchschritt festen Fußes den Saal.

Eine furchtbare Probe ward den jungen Soldaten durch die Juni-Ereignisse bereitet. Der Anblick von Paris wurde nach der Mitte des Monats Juni immer düsterer, allerlei Gerüchte beängstigten die Bevölkerung immer auf's Neue, und man flüsterte sich zu, daß es bald wieder etwas geben werde. Am 22. sah Paris aus, wie zu Anfang der Februartage; drohende Volksmassen durchwogten die Straßen, auf dem linken Seineufer zeigt sich ein Haufen, der das furchtbare Geschrei ausstößt: „Brot oder Blei!“ Er stellt sich auf dem Plage St. Sulpice auf, wo Rädelesführer ihn noch mehr aufreizen, dann zieht er nach dem Pantheon, und als die Nacht hereinbricht, geht die Menge auseinander unter dem unheimlichen Ruf: „Auf Morgen!“ An allen Enden von Paris erheben sich Barricaden; man schlägt erst die einfache Lärmtrommel, dann den Generalmarsch; die Nationalgarde, die Mobilgarde, die Linie stehen unter den Waffen und die furchtbare Straßenschlacht beginnt. Am Eingange der Straße de la Vieille Bouclerie erhebt sich eine der stärksten Barricaden und das neunzehnte Bataillon der Mobilgarde erhält Befehl, sie zu nehmen. Der Commandant Lemaître schießt die ersten beiden Compagnien durch die Straße Perce de der Barricade in den Rücken, während er selbst durch die Straße du Fein den Angriff von vorn unternimmt. Capitän Voucheon commandirt: „Vorwärts, ihr Braven vom neunzehnten Bataillon, im gymnastischen Schritt und mit dem Bajonnet!“ und die jungen Soldaten stürzen mit Lo-

desverachtung in den furchtbarsten Kugelregen und erobern die Barricade. Die Insurgenten werfen sich hinter eine höher gelegene in der Straße St. Jacques; auch diese wird mit Hilfe der Linie und Nationalgarde genommen, obgleich aus den Fenstern zu beiden Seiten lebhaft auf die Stürmenden gefeuert wird. Dasselbe Schicksal hat eine dritte Barricade an der Kirche St. Severin, wohin die Meuterer sich zurückgezogen hatten, um so in der Nähe eines ihrer Hauptquartiere zu seyn. — Ein Freiwilliger, der Sohn eines Schlossers aus der Vorstadt St. Denis, war einer der Helden des Kampfes in der Vorstadt St. Antoine. Nachdem er alle seine Patronen verschossen, sagte er: „Ich habe zwar ein Duzend heruntergeholt (descendu), aber ich bin nicht zufrieden, ich will eine Fahne oder ein Leichentuch.“ Und „morir pour la patrie“ singend, eilt er an den Häusern hin bis zu einer Barricade und holt glücklich die Fahne herunter. Dreimal wiederholte er dieses gefährliche Spiel, und das dritte Mal begleitete ihn einer seiner Cameraden, der fünfzehnjährige Léon, der den Übermuth hatte, den Insurgenten mitten im Feuer den bekannten Nasenfuß der Gamins zu machen.

Lecoran, vom siebenten Bataillon, erfährt, daß sein Bruder, der im eilften diente, erschossen worden ist. „Ich will ihn rächen,“ sagte er; „morgen habe ich entweder das Ehrenkreuz oder ein Kreuz auf meinem Grabe.“ Er stürzt sich allein auf eine Barricade und holt die Fahne herunter. Noch an demselben Abende erhielt er das Ehrenkreuz. — Ein Anderer nahm einen Insurgenten gefangen, der eine Husarenuniform der alten Garde trug. „Es war wohl der Mühe werth,“ sagte der junge Bursche, „alle Feldzüge unter dem Kaiserreiche mitgemacht zu haben, um sich zuletzt von einem Gamin von Paris fassen zu lassen. Aber es scheint mir, Kerl, du bist nur ein gefärbter Husar; ein Alter von der alten wird sich nicht hinter einer Barricade verstecken, um brave Jungen, wie uns, zu morden.“ — Bourdon, der Sohn eines Stubenkehrers in der Vorstadt Germain, wird von einem riesenstarken Insurgenten gefangen, der sich im Clos St. Lazare wie ein Verzweifelter schlug. „Böser Bub,“ rief der Insurgent, „du sollst mir zum Schilde dienen!“ Und damit hob er ihn in die Höhe und deckte sich mit seinem Körper Brust und Gesicht. „So schießt doch!“ rief der zappelnde Schild, „man stirbt nur einmal!“ Und er zappelte so lange bis der Goliath müde wurde und er ihm ein Bein stellen und ihn umwerfen konnte. Den einen trifft eine Kugel, der andere läuft lachend zu seinen Cameraden. — Der achtzehnjährige Martin, vom vierzehnten Bataillon, sieht eine rothe Fahne auf der Barricade der Straße Menilmontant. „Diese Fahne,“ sagt er, „scheint uns zu verhöhnen, ich will sie holen,“ und er thut's. General Lamoricière, der zugegen war, schickt den jungen Soldaten sogleich in die Nationalversammlung, wo Cavaignac dem Obersten Charas das Kreuz der Ehrenlegion von der Brust nimmt und es ihm mit den Worten anheftet: „Trag' es, du hast es verdient.“ — „Was wird sich mein Vater freuen!“ ruft Martin hüpfend und springt davon.

(Schluß folgt.)

## Der kühne Dünkirchner.

Novelle.

In dem berühmtesten Gasthause der Stadt Dünkirchen saß an einem schönen Sommertage des Jahres 1740 eine Gesellschaft von sechs bis sieben Personen an einem Tische. Dieselbe war aus sehr verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt. Neben drei oder vier Kaufleuten der Stadt befand sich ein kleiner, schwächlicher Mann mit schwarzem, krausen Haar, dicken Lippen und so sonnenverbranntem Gesichte, daß man nur mit Mühe ein Lächeln unterdrücken konnte, als das Gespräch in ihm einen Creolen der Insel Bourbon verrieth. Ein untersehter kräftiger Mann von beiläufig vierzig Jahren, in der Negligee-Uniform eines Kriegsschiff-Capitäns stach von den Flämändern durch seinen bretagneischen Accent eben so sehr ab, als der Creole durch seine Hautfarbe. Die auffallendste Person in der Gruppe war ohne Zweifel ein junger Mann von 25 Jahren, von edler, einnehmender Gestalt und ganz geeignet, eben so vortheilhaft auf dem Verdecke eines Linienschiffes, als in dem Salon einer Dame zu erscheinen. Derselbe war nach der neuesten Mode eben so fein, als geschmackvoll gekleidet und schien sehr aufmerksam dem Gespräche der Kaufleute zuzuhören. Er war Marine-Officier und hatte seinem Capitän seine Geburtsstadt zeigen wollen, die seit langer Zeit kein Kriegshafen mehr war. Er gehörte einer der ersten Familien Dünkirchens an, aber trotz dem, daß er in Paris erzogen worden war, und viele Reisen gemacht hatte, konnte er den flämändischen Dialect nicht ganz los werden.

„Mein Herr,“ sagte der Capitän zu einem der Kaufleute, „vor Allem kömmt die Billigkeit. Ich kenne die Holländer und wüßte keine Gründe, warum ich sie lieben sollte. Ich habe sie sehr oft getroffen, angegriffen und geschlagen, nicht immer, aber oft, und ich muß gestehen, daß sie so gute Seeleute und redliche Feinde sind, als irgend Einer.“

Mehrere Stimmen, die von verschiedenen Gruppen herkönten, unterstützten die Ansicht des Capitäns und priesen die Vortheile, welche der Handel mit den Holländern gewährte. Einer rühmte ihre Pünktlichkeit und die Regelmäßigkeit ihrer Operationen, welche den Verkehr mit ihnen so sehr erleichtern; ein Anderer legte besondern Werth auf ihre Klugheit, Redlichkeit und die große Sicherheit, mit der man sich ihnen anvertrauen könne.

„Ich habe bei ihnen nie diesen Widerwillen gegen Holland bemerkt,“ sprach der Marine-Officier zu seinem Landsmanne, „sollte ihm nicht etwas Eifersucht zu Grunde liegen? Ich glaube, daß der kaufmännische Geist Hollands dieses Gefühl im höchsten Grade erregt.“

Diese letzten Worte schienen dem braven Dünkirchner mehr als jeder andere Widerspruch zu mißfallen, er aber besaß zu viel von dem Phlegma der Niederländer, die er so wenig liebte, um nicht zu schweigen. Er wartete daher ruhig den Augenblick ab, wo er wieder passend das Wort nehmen konnte. Indessen antwortete einer seiner Nachbarn, der sonst starken Seehandel getrieben hatte.

„Ihr Herren seyd ganz glücklich, die ihr gemächlich in eurer Schreibstube an eure Handelsfreunde in Amsterdam schreibt, und so und so viele Gewürznelken bestellt, oder Sie, Herr Capitän, der Sie das Meer nur in solcher Gesellschaft beschiffen, daß Sie höchstens ein Geschwader zu fürchten brauchen, das überdies noch die Kriegsgesetze beobachtet. Sie hatten Alle nie die Gelegenheit, die Plackereien kennen zu lernen, denen ein armer Handelsschiffer in den neutralen Häfen von Seiten dieser Herren Holländer ausgesetzt ist. Wenn Sie dieselben so kennen gelernt hätten, wie ich, würden Sie die Holländer sicher aus Herzensgrunde verwünschen.“

„Hat der Herr Capitän,“ begann der Dünkirchner wieder, „auf einem Kriegsschiffe das Meer der Molukken befahren?“

„Nein, dieß würde eine Expedition seyn. Sie würden in den Gewässern der Molukken und der Inseln des Sundes eine stärkere holländische Macht finden, als selbst auf der Zuydersee.“

„Wenn Sie ein Sturm jemals in diese Gewässer treibt, so rechnen Sie auf die Kriegsgesetze, derer man eben erwähnte, nicht mehr, als auf die Autorität des Tribunals von Dünkirchen. Es kommt dort auf den Mann ein Ende Ihrer Raaben und eine Elle Ihres Takelwerks. Ich habe dieß gesehen.“

„Sie sind bei den Molukken gewesen?“ fragte der Capitän.

„Nein, Herr, ich war in Amsterdam.“

„Das ist etwas minder gefährlich,“ sagte der Capitän leise zu dem Marine-Offizier.

„Ich reiste dahin,“ fuhr der gesprächige Dünkirchner fort, „um meinen Handelsfreund van Beugner zu besuchen, der ein Mitglied der indischen Compagnie ist. Ich wurde in seinem Hause, dessen sich ein Bürgermeister nicht zu schämen hätte, sehr gut aufgenommen.“

„Da sind wir, wie es scheint, ziemlich weit vom Galgen,“ fiel der Capitän in demselben Tone ein.

„Wir konnten aber keine Geschäfte machen, ob es sich gleich nur um drei Centner Gewürznelken und fünf Centner Zimmet handelte, so daß mich van Beugner den andern Tag zu einem großen Feste lud. Ich glaubte, es wäre Kirchengesang und freute mich schon darauf; aber mein Wirth sagte, es werde nichts als ein Feuerwerk seyn, das fünf Millionen Thaler koste.“

„Fünf Millionen Thaler!“ riefen alle Anwesenden erstaunt.

„Ja, fünf Millionen Thaler. Ich erstaunte so sehr, als Ihr seht, und entgegnete, damit könne man ja ein Geschwader ausrüsten, oder ein Hospital erbauen. Van Beugner lachte, und erklärte mir, man werde alte Gewürze verbrennen, welche die Magazine der Compagnie füllten, und den Platz wegnehmen. „Wie,“ rief ich aus, „Ihr habt Ueberfluß an Zimmet und Gewürznelken, so daß Ihr sie zu Millionen verbrennt, und wollt mir doch den Theil, um welchen ich handle, nicht zu einem annehmblichen Preise ablassen? — Damals lernte ich die Holländer kennen.“

„Eben um den Preis zu erhalten,“ bemerkte van Beugner, verbrennen wir das Ueberflüssige. — Wissen Sie, setzte er hinzu, daß wir den Zimmet nur in einem Bezirke der Insel Ceylon, den Gewürznelkenbaum nur auf Amboina und den Muscatennußbaum nur auf Banda bauen, an allen andern Orten haben wir diese kostbaren Gewächse vernichtet. Aber unser Monopol würde durch eine Maßregel, von der die Geschichte kein Beispiel kennt, keineswegs gesichert worden seyn, wenn wir nicht jeden möglichen Vortheil daraus gezogen hätten. Gewiß würden wir mehr Gewürze verkaufen, wenn wir sie wohlfeiler gäben, dann aber hätten wir mehr Mühe mit dem Einsammeln und dem Transporte, und gewännen doch keinen Gulden mehr. Im Gegentheile, wir müssen, da wir das Monopol in beiden Welten haben, ein fortwährendes Gleichgewicht zwischen den Preisen auf den Märkten Indiens, Amerika's und Europa's erhalten. So verkaufen wir jedes Jahr in den drei Gegenden dieselbe Quantität, welche wir durch die Erfahrung ermittelt haben.“

„Dieß ist ein sehr merkwürdiges Monopol,“ meinte der Marine-Offizier.

„Und was antwortetet Ihr dem van Beugner,“ fragte einer der Anwesenden.

„Ich besann mich nicht länger und schloß den Handel nach dem Preise ab, den er früher verlangte. Des andern Tages ging ich zu jenem merkwürdigen Feuerwerk; es war ein grausames und bewundernswürdiges Schauspiel zugleich, diese Masse von Muscatnüssen, Gewürznelken und Zimmet vernichten zu sehen, was Niemand etwas eintrug, während ich meinem Handelsfreunde für wenige Centner eine so ungeheuer hohe Summe zahlen mußte. — Bei diesem Schauspiel waren der Bürgermeister und die Richter, Wachen und eine Menge Menschen gegenwärtig. Man hätte die Dämpfe dieses Gewürzfeuers sehen und besonders riechen sollen. — Mit einem Male stürzte an einer Seite der Haufen ein und etwa dreißig unversehrte Muscatnüsse rollten bis zu den Zuschauern. Da entstand eine Art Tumult; die Wachen ergriffen einen armen Teufel, den man beschuldigte, einige Nüsse aufgehoben zu haben. Der Bürgermeister und die Rathsherren bildeten sogleich eine Art Standgericht, aber ich war zu sehr entfernt, um etwas sehen zu können. Ich glaube indessen, es wurde bewiesen, daß der arme Mann wirklich zwei Muscatnüsse aufgehoben hatte; gewiß ist, daß er in zehn Minuten neben dem Feuer gehenkt wurde.“

Ein Gemurmel des Unwillens erhob sich in der ganzen Gesellschaft.

(Fortsetzung folgt.)

## Brosamen aus der Vergangenheit.

Philipp V., König von Spanien, kam i. J. 1707 auf seiner Reise nach Madrid, um sich krönen zu lassen, durch Montl'Herie. Der Ortsgeistliche kam dem Monarchen an der Spitze seiner Congregation entgegen und redete ihn folgendermaßen an: „Lange Reden, Euerer Majestät, sind so ermüdend für den Sprecher, als langweilig für den Zuhörer, deßhalb will ich Eurer Majestät etwas singen.“ — Es waren einige artige Stanzas zu Ehren Philipp's, die ihm so wohl gefielen, daß er „da capo“ rief. Der Priester sang die Strophen noch ein Mal

und der König befahl, ihm 10 Louisdor's zu geben, die wieder dem Priester so wohl gefielen, daß er gleichfalls »da capo« rief. Herzlich lachend ließ ihm der König die Gabe verdoppeln.

## Feuilleton.

**Naivetät der »Wiener Zeitung.** Der »Wanderer« sagt: Nachdem dieses Blatt kürzlich zwei Wiener Briefe, stöhnend von Lüge und Verleumdung, aus dem Pariser »National« entlehnt hatte, die eben, weil sie in der »Wiener Zeitung« standen, in allen Schichten der Gesellschaft die größte Sensation und Beunruhigung erzeugt haben, eröffnet sie die Erklärung dieser Artikel beiläufig mit der Phrase, daß sie mit Erstaunen wahrgenommen, wie ein Theil des Publikums nicht ohne Redactionsbemerkung Lüge von Wahrheit zu unterscheiden gewußt habe. Wie man da noch staunen kann! es ist wirklich köstlich.

**Reichstagsmitglieder nach Stand und Charakter.** — Folgende Zusammenstellung der Reichstagsmitglieder nach Stand und Charakter dürfte insofern von Interesse seyn, als daraus gleichzeitig hervorgeht, wie die verschiedenartigen Interessen im Reichstage vertreten sind: Im Reichstage sitzen 123 Grundeigentümer, 66 Beamte, darunter 41 Staatsbeamte, 43 Doctoren der Rechte und Juristen, 23 Industrielle und Gewerbetreibende, 26 Doctoren der Medicin, 20 Geistliche, darunter 2 Bischöfe, 1 Pastor und 1 Rabbiner, 12 Lehrer und Professoren, 9 Schriftsteller, 8 Bürger, 8 Grafen, 6 Privatiers, 3 Freiherren, 3 von dem jetzigen Ministerium (Stadion, Bach und Thienfeld), 3 von dem früheren Ministerium (Willersdorf, Doblhoff und Schwarzer), 2 pensionirte Militärs, 1 Fürst.

## Papierkorb des Amüsanten.

Ein Präsident, der sehr viel auf äußern Anstand hielt, bemerkte mißfällig, daß ein Referendarius die Sitzung mit Sporen an den Stiefeln besuchte. Eines Tages, als er eben wieder mit gewaltigen Schritten durch das Sessionszimmer kletterte, sagte der Präsident zu ihm: »Herr Referendarius, reiten Sie doch gefälligst ein Mal in die Registratur und lassen Sie sich die Acten in Sachen N. wider N. geben.«

Ein Delinquent saß bereits mit verbundenen Augen auf dem fatalen Todesstuhle. Da indeß eine geraume Zeit verstrich, bevor der entscheidende Schwertschlag erfolgte, rief der Todescandidat endlich ungeduldig aus: »Aber so haut doch ein Mal zu, damit man weiß, woran man ist!« —

## Correspondenz.

Krainburg am 1. Jänner 1849.

Geehrter Herr Redacteur!

Unter die Wenigen, die bei dem Grabgeläute des großen Jahres zu bedauern seyn dürften, zähle ich Sie und Ihre Herren Kollegen. — Trotz der schmachlich untergegangenen Censur und der Freiheit der Presse, zweifle ich doch, ob es allen Journalen Europa's möglich wäre, in der Zeit einer Woche alle »Grabeslieder« — alle politischen und poetischen »Gedankenspäne«, welche die Nacht vom 31. December 1848 zum 1. Jänner 1849 geboren haben mochte, aufzunehmen und die Pulle der Herren Redactoren dürften lange seufzen unter der Last von Liedern und Liedchen, Aussägen und Aussägen, geschrieben von Männern und Kindern, von Aristokraten Burokraten, Demokraten und wie alle die Nuancen der jetzt so bewegten Menschheit heißen mögen. Sie haben sich zwar schon oft beklagt, daß ich zu wenig — seit März 1848 eigentlich gar nicht mehr — schreibe und wenn

daher die Veranlassung meines heutigen Briefes nicht so herzlich wäre, so müßte ich nur bedauern, daß es nun zu einer Zeit geschieht, wo Ihnen bei der Menge des Eingelaufenen die Wahl zwischen Gutem und Brauchbarem höchst schwierig seyn muß. Aber fürchten Sie nicht, verehrtester Freund; ich werde Sie weder mit politischen, noch mit poetischen Erfindungen ennuieren, obwohl ich so gut wie mancher Andere das hoffnungsvolle Januarkindlein in gar trautem Kreise begrüßte; fürchten Sie dieß nicht; ich schreibe Ihnen bloß nur von der Feier zur Begrüßung eines ganz andern Hoffnungsvollen — kurz von der Feier der Huldigung unserer Stadt für »Franz Joseph.« —

Daß sich die Krainburger viel darauf zu Gute thun, Slovenen zu seyn, wissen Sie; auch wissen Sie, daß es bloß dieses Begriffes bedarf, um überzeugt zu seyn, daß sie unwandelbar und treuergeben an Oesterreichs freiem constitutionellen Thron sesshaft halten und halten wollen. Dieß hat das Tedeum des 31. December 1848 abermals recht kräftig bewiesen, indem der Typus des ganzen Tages wohl nichts anderes beurfundete, als: »Großer Gott, wir loben dich, denn du gabst uns einen Joseph — möge sein Stern ein günstiger seyn!« —

Am 30. December Abends führte die Gardemusik-Capelle einen großen Zapfenstreich aus; die Kälte der Nacht wich der Wärme der Herzen; am 31. Früh morgens 5 Uhr weckten Kanonen und Musik den Tag; erst um 7 Uhr verhallte der Donner der Geschütze, die ununterbrochen in einer Reihenfolge 101 Kanonenschuß abfeuerten. — Schlag 7 Uhr bewegte sich unsere allgemein als ausgezeichnet anerkannte Nationalgarde im vollster Parade über den Hauptplatz herab in die Stadtpfarrkirche, wobei sehr zu würdigen ist, daß über Beschluß des Gesamtkörpers der Garde eine eigene Deputation den Herrn Commandanten ersuchte, die Gardemusik möge sich für diesen ganzen Tag der Aufführung jedweden andern Marsches als der »Volks hymne« ganz enthalten.

Das Hochamt celebrierte der würdige und sehr verehrte Herr Stadtpfarrdechant. — Es ist ein Factum — eine Thatsache, und die freie Presse darf es eben so, wie die frühere in bürocratischer Unhängigkeit vegetirende berichten, daß die große Kirche zum Erdrücken voll von Andächtigen aller Classen erfüllt war. — Der Vorwurf von Ultramontanismus kann uns wenig berühren, denn es ist geschichtlich wahr, daß der echte Krainer religiös ist, ohne Belot zu seyn.

Nach dem Hochamt marschirte die Garde vor ihre Hauptwache, stellte sich dort auf und brachte ein feuriges dreimaliges Geböth dem jungen Monarchen; unmittelbar hierauf erfolgte ein Umzug um die ganze Stadt, während welchem die Kanonen recht munter zu der Volks hymne intonirten, die Garde aber und die ganze Bevölkerung in unausgesagte zahllose Vivats ausbrach. — Am Hauptplatze rückgekehrt, erfolgte unter dem Commando des Herrn Hauptmanns der 2. Compagnie, Mauri Mayer, das wirklich herrlich und feurig ausgeführte Desfiliren vor dem Herrn Garde-Commandanten. —

Ich will von der Herzlichkeit des ganzen Festes nicht weiter schreiben, um Ihnen nicht den Raum für anderweitige Artikel zu rauben, behalte es mir aber vor, Ihnen im Kurzen über die Zustände Oberkrains detaillirter zu berichten. — Leben Sie recht herzlich wohl.

Heinrich Kronberg.

## Waterländische Literatur.

Das neue Jahr hat uns wieder eine neue slovenische Zeitschrift gebracht. Ein schmucker Jüngling! Auf seiner Stirne trägt er das Empfehlungsschildchen, daß ihm jedes Thor der Waterländsfründe öffnet. Das Blatt heißt: »Pravi Slovenec.« Nach dem in der 51. Beilage »Kmetijske in rokodelske Novice« uns mitgetheilten Programme können wir diese Erscheinung mit frohem Herzen begrüßen, weil uns sowohl der Herr Herausgeber und Redacteur, besonders letzterer, durch eine lange Reihe von Jahren der Art bekannt sind, daß wir ihn in die Reihe der besten slovenischen Dichter setzen müssen. Um sein patriotisches Unternehmen gehörig durchzuführen zu können, möge dieses Blatt der wärmsten Theilnahme und regster Unterstützung anempfohlen seyn; denn der Name Franz Maria Schönbacher berechtigt uns zu der angenehmen Hoffnung, daß wir viele schöne Blüthen von seinem Kranze pflücken werden, die das Streben unseres Waterlandes nach Beredlung und Bervollkommnung jedem Freunde der slovenischen Literatur behütigen werden. — Gott leite sein Unternehmen!

Verleger: Ignaz Alois Kleinmayr.

Dem heutigen »Illyrischen Blatte« liegt der Inhalt zum vorigen Jahrgang bei.